

Predigt für Sonntag Misericordias Domini vom 26. April 2020, Wilhelm Schlatter, Pfarrer Turbenthal

Predigttext aus: 1. Petrusbrief, Kapitel 2 ab Vers 18: Anweisungen für die Sklaven.

18 Die Sklaven sollen sich voll Ehrfurcht ihren Herren unterordnen, nicht nur den gütigen und freundlichen, sondern auch den unberechenbaren. **19** Denn das ist Gnade: wenn einer, weil er sich in seinem Gewissen Gott verpflichtet weiss, Kränkungen erträgt und zu Unrecht leidet. **20** Was ist das denn für ein Ruhm, wenn ihr ausharrt und dabei für Verfehlungen Züchtigungen hinnehmen müsst? Wenn ihr aber ausharrt und für gute Taten Leiden hinnehmt, so ist das Gnade bei Gott.

21 Denn dazu seid ihr berufen worden, weil auch Christus gelitten hat für euch und euch ein Vermächtnis hinterlassen hat, damit ihr seinen Spuren folgt.

22 *Er tat nichts, was Sünde wäre, und in seinem Munde fand sich kein Falsch.*

23 Er schmähte nicht, wenn er geschmäht wurde, er drohte nicht, wenn er leiden musste, sondern stellte es dem anheim, der gerecht richtet.

24 Er *selbst hat unsere Sünden getragen* am eigenen Leib ans Holz hinauf, damit wir den Sünden absterben und der Gerechtigkeit leben; *durch seine Striemen wurdet ihr geheilt.*

25 Denn *ihr irrtet umher wie Schafe*, doch jetzt seid ihr zurückgekehrt zum Hirten, zum Beschützer eurer Seelen.

Liebe Predigtleserin, lieber Predigleser,

Die Sklaven sollen sich voll Ehrfurcht ihren Herren unterordnen, nicht nur den gütigen und freundlichen, sondern auch den unberechenbaren.

Dieser Text 1. Petrus Kapitel 2 steht nach uraltem Brauch als Predigttext über dem zweiten Sonntag nach Ostern, der im Kirchenjahr den Namen „Misericordia“ erhalten hat. Dieser Name wiederum hat sich aus der klösterlichen Tradition des Stundengebets eingebürgert: „misericordias domini“ nach einem Vers aus Psalm 89, in dem die monachischen Beter Gottes Barmherzigkeit besingen. Auf diese Weise ist die 2000-jährige Geschichte des christlichen Glaubens auf der Welt stets präsent, wenn wir gemeinsam Gottesdienst feiern oder, wie jetzt, über einen biblischen Vers nachdenken, wenn wir Psalmen beten oder Loblieder singen.

Hätte man mir, dem mit der Bibel bestens vertrauten Pfarrerssohn, allerdings vor 40 Jahren diese Verse zitiert, wäre ich wütend davon gelaufen oder hätte den Leser der Verse schamlos verhöhnt, hätte ihn als rechten Reaktionär beschimpft und beleidigt. Ich, das heisst wir: langhaarige junge Menschen, die, verspätete 68er, den Aufstand gegen das Establishment probten.

Denn ziemlich genau vor 40 Jahren, Ende Mai 1980, nahm mit dem Opernhauskrawall eine fast zwei Jahre dauernde Serie jugendlicher „Demos“ in Zürichs Gassen ihren Anfang, die als „die Zürcher Bewegung“ grossen Einfluss auf die Kultur der Stadt und die Umgebung nahm. Ich hatte

an dieser ersten Demo teilnehmen wollen, für die auf schwarz-weißen, grafisch so einfachen wie raffinierten Flugblättern an unserer Schule geworben wurde, aber mein Vater hatte mir verboten, am Freitagabend nach Zürich zu gehen. So verpasste ich den Auftakt.

„Züri brännt“ hiess es dann in der Folgezeit und wir skandierten, nachdem ich das väterliche Verbot fortan missachtete, im Pulverdampf des Tränengases: „mached us em Staat - Gurkesalat!“ - ich war begeisterter Mitläufer dieser Auseinandersetzungen, liess mich stolz "Chaot" nennen und kam mit dem Zug vom Land extra in die Stadt, wo wir *Räuber und Poli* mit Beamten in Kampfmontur spielten und „AJZ“ schrien.

Und an den denkmalgeschützten Sandsteinfassaden der Zürcher Amtshäuser stand in gesprayter Schnürlischrift zu lesen: „Macht kaputt, was euch kaputt macht!“ Wir verstanden uns nämlich als „Sklaven des Systems“, obwohl wir alle Freiheiten junger Schüler genossen. vor allem hatten wir Angst vor der Aussicht, die nächsten vierzig Jahre nach der Matura als Rädchen im Getriebe und mit Verpflichtungen vollgestopft unsere Lebenszeit zu verschwenden.

Vierzig Jahre später, die sich als 40-jährige spirituelle Wüstenwanderung beschreiben lassen, mit allen Schmerzen, die eine solche gefährliche Wanderung mit sich bringt, stehe ich auf der anderen Seite des Bibeltextes. Ich musste enttäuscht feststellen: Sklaven wurden wir darum, weil wir mit der Freiheit, die uns geschenkt, nichts anzufangen wussten. Viele von uns starben an Drogen oder versanken in infantilen Weltrettungsfantasien. Oder resignierten und wurden zynisch. Das alte Lied, der Kater nach dem Aufbruch, die Ernüchterung nach anfänglicher Begeisterung.

So merkwürdig das klingen mag: die Bibel ruft, bei allem Verständnis für die emotionale Lage solcher emanzipatorischer Aufbrüche, nie zur aktiven Befreiung aus der Sklaverei auf. Es ist immer Gott allein vorbehalten, die Verhältnisse zu ändern. Es gehört sozusagen zu seinem erweiterten Schöpfungshandwerk, Menschen zu befreien. Nimmt der Mensch die Angelegenheit selbst in die Hand, wie im biblischen Richterbuch, ist stets gegenseitiges Abschlagen die Folge.

Machen wir kurz den Faktencheck durch die Bibeltexte: Moses beispielsweise wird zum Mörder, weil er sich über einen ungerechten Sklavenaufseher ärgert. Er muss fliehen. Gott anerkennt seine Leidenschaft für eine gerechtere Welt, sie ist ihm sympatisch. Und der Schöpfer macht Moses schliesslich zum Anführer der historischen Matrix aller Befreiungsbewegungen: zum gewaltigen Propheten des Auszuges eines ganzen Volkes aus dem ägyptischen Frondienst.

Gott aber auferlegt dem grossen Führer dieses Exodus vor allem Leiden, Verständnis für menschliche Schwächen, Mittragen der Lasten derer, die er befreit. Mose muss sogar auf das grosse Lebensziel verzichten, auf das er hingearbeitet hat: er darf nicht mit gehen, wenn sein störrisch murrendes und ziemlich tumpes Volk ins gelobte Land einzieht. Er stirbt vorher. Und die Gewalttaten in Form der zehn ägyptischen Plagen übernimmt Gott. In Form völlig überspitzter Wunder. Gewalt ist offenbar gemäss Bibel Chefsache: nur Gott darf sie einsetzen. Bis

dann heisst es für die Menschen: warten. Erdulden. Sich schicken. Das Tun des Nötigen im Unvermeidlichen.

Oder Paulus, die grosse Führerfigur im Neuen Testament. Mit der Lizenz zum Christentöten in der Hand reitet der jugendliche Fanatiker nach Damaskus. Die Leidenschaft für seine Religion, für seine Ideologie, zehrt ihn beinahe auf. Dann übernimmt Christus das Szepter, während der Eiferer geblendet vom Pferd fällt und seine ideologische Blindheit erkennen muss. Auch zu ihm sagt Gott: ich will dir zeigen, was es heisst, für eine gerechte Welt einzustehen: du sollst dafür viel Leid auf dich nehmen.

Jesus selbst lehnte Gewalt in jeder Form ab: zu Petrus, dem anderen grossen Eiferer im Neuen Testament, der in verständlicher Selbstverteidigung im Garten Gethsemane sein Schwert zückt, als er die von Judas angeführten Häscher abwehren will, sagt er: "stecke dein Schwert ein, denn wer zum Schwert greift, wird durch das Schwert umkommen!" Er rät an andere Stelle sogar, die andere Wange hinzuhalten, dem der dich schlägt um dem Bösen - und das ist immer das Böse in dir - in keiner Weise Raum zu geben.

Und: "wer unter euch der Grösste sein will, sei euer Diener". Oder: "Wer mir nachfolgen will, der nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach." Diese Aufforderungen Jesu sind alle nicht besonders geeignet, in ein Vokabular für Weltveränderer und Revolutionäre aufgenommen zu werden. Auch ich habe mich daher vor vierzig Jahren zuerst einmal heftig vom biblischen Rahmen abgewendet. Und von seinem mutmasslich himmlischen Urheber erst recht.

Das archetypische Symbol für Jesu Haltung in dieser Sache fand die christliche Kunst übrigens im Jesuanischen Bild vom guten Hirten, dem jungen Mann auf der römischen Marmorskulptur im Vatikanmuseum, der ein Schaf auf den Schultern trägt, das er dem Verderben entrissen hat. Der Nazarener prägte auch diese Figur in einem seiner Gleichnisse.

Bemerkenswerterweise sagte er aber nicht: "ich bin der gute Hirte, der für euch den bösen Wolf tötet". Sondern er sagt: "ich bin der gute Hirte, der sein Leben hingibt für seine Schafe". Das ist auch gemeint mit der Bamerherzigkeit Gottes, der "misericordias domini" aus dem Psalm 89, die dem heutigen Sonntag den Namen gab: Gottes Art der Gewalt, die er für die Gerechtigkeit in dieser Welt anwendet, ist erstaunlicherweise die: er gibt das eigene Leben - das Leben des Nazareners - für seine Schafe. Das Selbstopfer ist Gottes Form der Gewalt: Der ultimative Gewaltverzicht des allmächtigen Schöpfers. Dieser Gedanke hat sich durch die Geschichte des christlichen Glaubens als explosiv, als revolutionär erwiesen.

Vor vierzig Jahren, auf den Strassen Zürichs, ersetzten wir Jesus durch die Figur des Che Guevara, dessen Heldenfoto des kubanischen Fotografen Alberto Korda unsere T-shirts zierte und dessen handlungsorientierte Ziesicherheit in Sachen gerechtere Welt und Revolution uns weit mehr zusagte als das feige *Appeasement* des Nazareners. Dass unser Held erklärermassen

bereit war, einen Weltkrieg für seine Ziele anzuzetteln und hunderte ideologische Gegner in Cuba hatte hinrichten lassen, bis Castro selbst das Gemetzel stoppte, übersahen wir oder hielten es affirmativ für notwendig, denn der Zweck heiligte die Mittel. Junge Männer führten stolz den Übernamen "Che" und identifizierten sich mit der Bader-Meinhof-Bande, die "dem System der Sklaverei" den Kampf angesagt hatte. Auch dieser Aufbruch endete bekanntlich so tragischer- wie konsequenterweise im Blutbad.

Ausser in den brutalen Befreiungskriegen der Landnahme in den Büchern Richter, Josua und Könige gibt es in der Bibel keine autorisierte Aufrufe zu einer gewaltsamen Selbstbefreiung durch Unterdrückte, zur Selbstjustiz im Namen der Gerechtigkeit. Und bei den Propheten im Alten Testament lässt sich ein neues Verständnis im Verhältnis von Gewalt und Gerechtigkeit in seiner Entwicklung nachlesen, für dessen öffentliche Verkündigung sie übrigens oft misshandelt wurden: Gewalt ist immer Gottes Sache. Besser ist es, Gewalt zu erdulden als sie auszuüben.

Allerdings ist das wissentliche Dulden ungerechter Zustände im Falle, dass man die Macht hat, sie zu ändern, auch eine Form der Gewalt. Der Prophet Amos legt davon Zeugnis ab.

Jesus sagt in Matthäus 5, Vers 6: "Selig, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit - sie werden gesättigt werden." Daran knüpft Vers 20 des Textes aus dem Petrusbriefes: Wenn jemand für Verfehlungen Kritik einstecken muss, ist das nur gerecht und selbstverständlich. Wer aber für gute Taten Ungerechtigkeit erleiden muss, so der Autor des Briefes, erfährt "Gnade bei Gott". Phu! Das widerstrebt all meinen Gerechtigkeitsempfindungen! Und öffnet einer Herrschaftsethik Tor und Tür, die mit dem Hinweis auf diesen Bibelvers ihre Sklaven ruhig stellen kann.

Der Text richtet sich aber nicht an Herren, sondern an Sklaven. (Das Gegenstück ist der Brief des Paulus an den Sklavenhalter Philemon). Die Bibel ist nicht oder erst in zweiter Linie an gesellschaftlichen Verhältnissen interessiert. Sie ist in erster Linie ein Seelsorgebuch. Die Gesundheit, die Heiligkeit der Seele steht bei ihr im Zentrum. Und die Frage, wie sich die Seele in allen widrigen und oft sogar noch mehr in sogenannten guten Umständen heiligen kann: also in jener Liebe und Nähe Gottes bleibt, die sie in der Taufe empfangen hat. Die Bibel sorgt sich um das Heil meiner Seele. Punktum.

Das sagt Jesus einmal ganz deutlich: "trachtet zuerst nach Gottes (geistlichem) Reich und nach seiner Form der Gerechtigkeit, dann wird alles andere euch von selbst zukommen." Und: "mein, (also Gottes) Reich", auch da macht Jesus im Gespräch mit Pilatus kein Geheimnis daraus, "ist nicht von dieser Welt". Es ist unsichtbar, nur dem von Gott berührten Auge des Herzens zugänglich, nicht unseren-intellektuellen Konstrukten. Und geschützt vor direktem menschlich-ideologischem Zugriff durch einen Gott, von dem du "kein Bildnis machen sollst".

So viel Versteckspiel hat einen Grund: unsere konkreten Vorstellungen einer besseren Welt, unsere Utopien reichen nicht aus als Ersatz für das "Gottesreich". Es ist immer Gott selbst, es ist

immer Schöpfung, wenn etwas aus der Welt Gottes in unserer Welt aufscheint: von selbst richten wir nur Unheil an, wenn wir eigenmächtig unsere Vorstellungen einer gerechteren Welt durchsetzen.

Gerade für politische und wirtschaftliche Verantwortungsträger oder Pädagogen, die im christlichen Glauben leben und handeln wollen, ist das gar nicht einfach: wo setze ich meine eigenen, menschlichen, auch egoistischen Interessen durch und wo vermag ich den leisen Wink Gottes in meinem Herzen zu vernehmen - manchmal, so will es scheinen, ist eine Unterscheidung fast unmöglich und erst - so zynisch das klingen mag- im Nachhinein erweist sich, ob ein Entscheid richtig war oder nicht, manchmal erfahre ich es gar überhaupt nie.

In all unseren Lebensentscheiden versuchen wir ja, unsere Vorstellung vom "guten Leben" vorwegzunehmen und unsere Handlungen daran auszurichten. Und müssen ehrlich zugeben: wir wissen eigentlich nicht, was gut ist, und müssen doch täglich entscheiden. Ob als Sklaven oder als Herren.

Im Jahr 2020 gedenken wir des 75. Todestages des deutschen Theologen Dietrich Bonhoeffer, der am 9. April 1945 im KZ Flossenbürg als "Persönlicher Gefangener des Führers" hingerichtet worden war. Wie kaum ein anderer verkörpert der Deutsche die Spannung zwischen Dulden und Aktivismus, zwischen Gewaltverzicht und Militanz. Aktiv entschied er sich, an Attentatsvorbereitungen gegen Hitler teilzunehmen, um noch mehr Gewalt zu verhindern. An ihm bewahrheitet sich auf tragische Weise das Wort Jesu: "wer zum Schwert greift, wird durch das Schwert umkommen." Bonhoeffer wusste um diese Wahrheit und entschied sich doch für das Schwert. Mit einem Text des christlichen Märtyrers will ich meine Gedanken schliessen:

"Ich glaube,
daß Gott aus allem, auch aus dem Bösesten, Gutes
entstehen lassen kann und will.
Dafür braucht er Menschen, die sich alle Dinge zum Besten
dienen lassen.

Ich glaube,
daß Gott uns in jeder Notlage soviel Widerstandkraft geben
will, wie wir brauchen.

Aber er gibt sie nicht im voraus, damit wir uns nicht auf uns
selbst, sondern allein auf ihn verlassen.

In solchem Glauben müßte alle Angst vor der Zukunft
überwunden sein.

Ich glaube,
daß auch unsere Fehler und Irrtümer nicht vergeblich sind,
und daß es Gott nicht schwerer ist mit ihnen fertig zu werden,
als mit unseren vermeintlichen Guttaten.

Ich glaube,

daß Gott kein zeitloses Fatum ist, sondern daß er auf aufrichtige Gebete und verantwortliche Taten wartet und antwortet."

Amen